

Anton Kuh
»Central« und »Herrenhof«

Im Jahre 1918, gerade zur Zeit als in der schmalen, adeligen Wiener Herrengasse, an den Toren des Ständehauses, das Jahrtausendreich der Habsburger von ein paar »hoch!«- und »nieder!«-rufenden, unter dem Namen »Deutschösterreich« sofort neue Geschichtskraft erweisenden Gruppen abgelöst wurde, trat eine Sezession im Wiener Geistesleben ein, die zufällig dieselbe Gasse zum Schauplatz hatte.

Bis dahin war weit und breit ein einziges Literaturcafé vorhanden: das »Central«.

Bibiana Amon, die Strahlende, als Gretchen von Peter Altenberg entdeckt, aber nun schon zur Helena erblüht, stand auf der obersten der drei Eingangsstufen, blickte zum Gewühl beim Landhaus, sah ihren Geliebten mitten drin und rief: »Gib acht, Anton! Die Revolution!« Die hinter ihr versteckten, neugierig aus den Spielzimmern gekrochenen Mumien stoben zurück. Sie aber muß sich damals mit ihrem Blick zu weit, nämlich zum Neubau gleich an der Ecke links vorgewagt und das neueröffnete Café »Herrenhof« gesichtet haben.

Denn kurz und gut, zwei Tage später saß alles, was politisch und erotisch revolutionär gesinnt war, drüben im neuen Café – die Mumien blieben im alten.

Die Scheidung war folgerichtig.

Das Café »Central« wurzelte in den neunziger Jahren, im Frühimpressionismus, im Hermann Bahr'schen Reform-Österreich; hier hatte der abtrünnige Journalismus sein Dach, der Empörungswille junger Theater- und Musikrezensenten; weshalb es dann auch im Gebäude der ehemali-

gen Produktenbörse untergebracht war, weihevoll zwischen den Arkaden und Säulenhöfen des alten Liberalismus eingebettet.

Das Allerheiligste lag rückwärts und nannte sich Kuppelsaal. Nicht deshalb allein . . . sondern weil Rauch und Lärm dieses Vierecks hier ins Grenzenlose stiegen, zu einer Höhe, wo eine Kuppel kaum mehr sichtbar war. Aber diese Kapellenhoheit, diese Unüberdachtheit des Qualms, bildete die Eigenart des Raumes.

In den anderen Trakten saß der Sozialismus, der Panlawismus, der k. k. Hochverrat; Dr. Kramarsch und Maryk, slowenische Studenten, polnische und ruthenische Parlamentarier, gelehrte Arbeiterführer – der fanatische Leitartikel. Der Kaffee roch wunderbar und auf dem großen Rundtisch schichteten sich die Zeitungen in allen Landessprachen.

Dort hinten aber residierte das Feuilleton.

Es schleppte sich um die Jahrhundertwende als Rattenschweif Peter Altenbergs ein, des ersten und eigentlichsten Kaffeehausdichters, der nebenan im alten Absteighotel »London« wohnte, inmitten improvisierter Liebespaare, aber als seine Adresse in den Kürschner eintrug: »Wien, 1. Bezirk, Café Central«. Über dem Tisch, an dem er saß, hängt heute ein hundsmiserables, veredeltes Bleistiftkonterfei: der Zahlkellner, der an den Gehilfen eine von hier ergangene Bestellung weitergibt, orientiert ihn durch den Zuruf: »Einen Schwarzen zum Altenberg!«

Der Heerbann machte sich breit. Als der Herr aus dem Hause war, seine monomane, bald im Selbstgespräch klappernde, bald jäh erzürnte Stimme die Luft nicht mehr zerteilte, zog affektierte, nobel-knisternde Ruhe ein; ein Rentnergeist, der auf den leisesten sensitivsten Sohlen ging; Hamsunismus, in Kartenspiel versunken.



Cafe Herrenhof

Exzessiv, von Natur aus, war nämlich nur der eine gewesen; die Apostel gaben sich eine stillere Haltung, trugen zugleich die wienerische Schopenhauer-Bitternis, die ihnen der junge Otto Weininger vermacht hatte, im schmerzhaft-vergreisenden Antlitz. Bankbeamte mit ethischen Hintergründen. Ihre Geste war: der durch Zufall unterbliebene Selbstmord; ihr Werk: die Rezension.

Modrig, grabeskühl roch es hier immer; nun aber war die Kapelle ein Asyl der Resignationen, bewohnt von Klausurern, die sich alle gern den einstigen großen Karl V. vom Gesicht ablesen ließen.

Polgar Alfred – heute Klassiker – von so provokant in sich gekehrter Sanftmut, daß dieses Piano seines Wesens die Tassen erklirren machte, spielte Tarock; es war aber nicht das Tarockspiel eines Bürgers, es war Buddhas Flucht ins Tarock; sah man ihn so stundenlang sitzen, dann war gewiß der Gedanke kaum unterdrückbar: »Herrgott, was könnte aus dem Mann werden, wenn er hier nicht stundenlang tarockspielend säße!«

Diesethalben saß er und spielte.

Ähnlich war es bei allen. Sie schienen das, was sie hier trieben, nur nebenbei und resignationsmäßig zu tun, als Anonymitätsgeste ihrer Berufenheit. Der unbefangene Eintretende allerdings hätte mit Recht darauf geschworen, nichts als zeitunglesende und kartenspielende Spießer vor sich zu sehen. Nur dem tiefer Eingeweihten war das Trügerische dieses Eindrucks kund, er kannte die dünne Nuance zwischen Schein und Wirklichkeit, diese tägliche Zier des Abendblattes (gesammelt bei Ernst Rowohlt, Berlin).

So setzten sie hier Schimmel an bei blühendem Teint: Otto Weiningers Stern glomm auf ihren verweichten, vom Inzest halbscharfer, wehleidiger Beobachtungen verwitterten Mienen. Ihr Philosoph war der kleine, kurzsichtige Grü-

ner mit der Schußnarbe auf der Schläfe. Im Frühjahr wurde zwecks Duchlüftung der Räume ein Nebeneingang zur Straße geöffnet. Da sagte Grüner: »Wenn die Tür zur Herrengasse geöffnet wird, ist der Frühling da.«

War es da nicht eine Lust, wenn Bibiana, in ihrem Alphabetismus mißbraucht, trotz der »Pscht!« und »Ksst!« der Feintöner sich auf die Empore des Arkadenhofes stellte, ein Kapitel Dostojewski vorzutragen?

Oder, wenn plötzlich ein Rummel im rückwärtigen Schachzimmer – wo auch Trotzki bekanntlich jahrelang mit Kopf und Knie, Züge überlegend, mitgezittert hat – die Halbwüchsige, die mit den ältesten Altkleiderhändlern der Monarchie um einen Gulden pro Partie Schach spielte, unter Verwünschungen hier hereinblies, weil sie den Tisch wirtschaftlich schon zu sehr geschwächt hatte?

Oder, wenn der verbettelte Dichter Ottfried Krzyzanowsky, schlottrig, knochig, häßlich, aber gebildet und edel und mit zwei Augen, die sich erpresserisch in jene Gegend des Mitmenschen einbrannten, die ein Franzose »Le manque du cœur« nennt – wenn er sich wie ein mors imperator vor dem Spielversenkten aufpflanzte und ihn mit spitz vorgestrecktem Zeigefinger verurteilte:

»Zahlen Sie mir einen Pfiff Wein!«

Ach, es war eine Freude, da das qualvolle Dilemma der Gesichter zu sehen, mehrspaltige, spitzfindige Selbstquälereien über den Kampf zwischen Geben und Nichtwollen (oder eigentlich: zwischen Wollen und Nichtgeben) in einem Sekundenblick!

Als Krzyzanowsky dann verhungert war – er tat es aus gewissenbelastender Bosheit –, erschienen sehr viele Feuilletons der Geber und Nichtgeber; die Geber hatten ihn oft gefrozzelt und beweinten jetzt das Original; die Nichtgeber aber fluchten den Frozzlern!



Café Herrenhof, Telefonzellen. 1937

Ein Bohemien verhungert? Wie konnte das in der Stadt der Mildtätigkeit, in der schützenden, zechensichernden Luft des Literaturcafés geschehen?

Es war eine Tragödie: »Untreue am Stammlokal«. Der Begriff »Stammgast«, so gefahrlos und gemütlich, er wurde hier zum erstenmal zu einem Äschylus-Motiv. Nämlich so:

Bis zur Gründung des gegenüberliegenden Cafés verbrachte der Betteldichter seine Tage und Nächte im »Central«. Wenn er da in der Zeit von drei Uhr nachmittags bis zwei Uhr nachts auch nur eine Stunde fehlte, kam aus des einen oder anderen Bekannten Mund die Frage: »Was ist mit Krzyzanowsky los?«

Als jedoch das »Herrenhof« eröffnet wurde, versah der Dichter, dessen Gönner jetzt anfangen, sich in zwei Lager zu teilen, einen Pendeldienst. Sah man ihn einige Zeit nicht in dem einen Lokal, so wußte man: »Aha, er ist drüben«. –

So kam es, daß den Besuchern der beiden Kaffeehäuser mit der Zeit Krzyzanowskys Abwesenheit weniger auffiel.

Eines Tages fragte wieder jemand nach Krzyzanowsky. »Er wird drüben sein«, gab man ihm zur Antwort. – »Nein, ich komme von drüben, da ist er auch nicht.« Leute, die die Gepflogenheit hatten, beide Lokale zugleich zu frequentieren, stellten jetzt fest, daß sie Krzyzanowsky schon mehrere Tage nicht zu Gesicht bekommen hatten.

Man beschließt, in die Vorstadt hinauszufahren, wo Krzyzanowsky wohnt.

Der kleine böhmische Schustergeselle, bei dem er sein Kabinett hat, öffnet den gut gekleideten Herren voller Stauen. »Kommen S' nur weiter«, sagt er, die Hand an der Klinke, und als sich die Tür hinter ihm schließt: »... nämlich der Herr Krzyzanowsky ist gestern gestorben.«

Man vernimmt, daß der Arme, an Grippe erkrankt, seinen Quartiergeber während der letzten Tage immer wieder

zu bestimmen versucht habe, doch ins »Central« oder »Herrenhof« zu gehen, wo »seine guten Freunde sitzen«. Der Schustergeselle nahm das für Fiebergerede. »Wissen S'«, sagt er voll Verlegenheit, »ich hab doch net glauben können, daß so feine Leut mit ihm verkehren.«

Die feinen Leute zogen stumm von dannen.

... und um diese Zeit war auch das »Central« gestorben.

Die Grabrede hielt dem armen Ottfried (der übrigens, ohne daß ich mit dieser Feststellung Franz Werfel kränken will, niemanden so gehaßt hat wie den Helden Ferdinand aus »Barbara«) kein Hinterbliebener von hier, sondern bereits der Dr. Franz Blei. Er nannte ihn zwar in seiner Anrede immer »Othmar« statt »Ottfried«, was an den weihevollen Punkten der Rede verwandtschaftliche Soufflierzischer ergab, aber er sprach gerechterweise schon namens der Besseren, Hungertodwürdigeren – namens des »Herrenhofs«.

Bruder – das war doch etwas anderes!

Ein breites, helles, prächtiges, unpersönliches, bourgeois Familiencafé. Emanzipation vom suffisanten Bohème-geruch. Der Kaffeesieder äugte weniger voll Wohlwollen als voll Mißtrauen.

Patron war nicht mehr Weininger, sondern Dr. Freud; Altenberg wich Kierkegaard, statt der Zeitung nistete die Zeitschrift, statt der Psychologie die Psychoanalyse und statt des Espritlüftchens von Wien wehte der Sturm von Prag.

Daher war die Luft zunächst antiwienerisch, europäisch. Man debattierte zwar wieder (was durch Tarock, Schach und Poker bereits aus der Mode gekommen war), aber nicht mittels Bonmots und Pointillismen, sondern mit Skalpmessern und unter gleichzeitiger Wegnahme einer Geliebten.

Das war vor allem der Fortschritt: Es ging an jedem Tisch

Wichtigstes, Beziehungsvollstes vor, oft unter Begleitung von Kokain – ja, und an die Stelle des Wortes »Verhältnis« war jetzt überhaupt die Vokabel »Beziehung« getreten.

Der Aktivismus zog ein: Werfel, Robert Müller, Jakob Moreno-Levy.

Des Letztgenannten philosophische Einbildung, jeder sei sein eigener Gottvater, er aber vor allem, hatte einmal zur Folge, daß er, als ich arglos vor mich hinseufzte: »Ach, um Gottes willen...«, rasch vom Nebentisch herbeigesprengt kam und fragte:

»Bitte, wollen Sie etwas von mir?«

Die Menschen waren jung und der Kommunismus auch.

Es war das Heldenzeitalter. Der geniale Otto Gross, Champion der literarischen Bestohlenheit, Psychoanalytiker auf Barrikadenhöhe (Lebensweg: Sohn eines Kriminalwissenschaftlers, Dozent, Anarchist, Schiffsarzt, Ehe, Entmündigung, Giftmordverdacht, Irrenhaus, Schriftsteller, Heilanstalt, Tod) sprang alle zwei Minuten auf und nahm irgendeine Frau oder einen Mann auf seine peripathetischen Hüpfgänge durchs Lokal mit – er konnte nicht anders die letzte Konsequenz eines Gedankens entwickeln.

Der brave Melcher, Danton aus Ottakring, baumlang, stark, schön, machte in marxistischem Deutsch Liebeserklärungen. Ernst Polak aus Prag, Geburtshelfer Werfels, Kornfelds, Franz Kafkas, zerteilte mit messerscharfer Nase und Rede den Dunst; man orientierte sich jener und dieser entlang über die Zweckrichtung des Beisammenseins. Einstmals (Frühjahr 19) saß ein junger Bursche neben ihm, ich dachte: linker Flügel Kurt Wolff.

Da flüsterte der Neuling auf schwäbisch zu mir:

»Was sagst du zu dem Geiselmord?«

Ich erfuhr, daß es ein Schlächtergeselle war, dem Münchner Staatsanwalt entronnen, und daß ihm daheim gesagt

wurde: »Im »Herrenhof« sitzen die Dichter – da kann man bei jedem auf dem Kanapee übernachten.«

Ich wollte noch sagen, daß die Frauen im »Herrenhof« viel schöner waren als im »Central«. Kein Wunder, sie wurden nicht vernachlässigt; sie kiebitzten nicht dem Spiel, sondern bildeten es. Es ging um sie vom Augenblick an, wo sie sich hoffnungs- und übergangsfroh, auf Bestimmungen wartend oder von ihnen ausruhend, hier festgesetzt hatten, bis zu ihrer letzten Zermürbung, toll und heiß zu. Sie hatten sich oft ahnungslos in diesen Bärenzwinger der Eitelkeiten verlaufen und waren unrettbar.

Oder sie retteten sich, aber dann war es immer ein Todesstoß fürs Café.

Denn die trübseligen Hinterbliebenen konnten dann weder vom Standpunkt des Geistes noch des Fleisches die Einsicht verwinden, daß – um bei dieser Parallele der beiden Cafés zu bleiben – wie das »Central« ein Asyl männlicher Resignationen, das »Herrenhof« eine Remise für wartende Frauen war. Also ein Bürgercafé wie jenes.

Franz Blei
Ottfried Krzyzanowski

Trotz des konsonantenreichen Namens ein deutscher Dichter, Ottfried Krzyzanowski war Lautensack in der Häßlichkeit seines Gesichtes ähnlich, in der Not seines Daseins übertraf er ihn. Lautensacks Leben piff aus allen Löchern einer oft wüsten Leidenschaft, aber dieser Ottfried, der sich seinen bescheidenen Unterhalt von den Stammgästen zweier Wiener Cafés stumm erbettelte – nur wenn einer durchaus nicht den Blick seiner Augen hören wollte, sagte er: »Zahlen Sie mir einen Piff Wein« – dieser Mensch von etlichen dreißig Jahren, der jede bürgerliche Arbeit verabscheute, war in seinen zwei oder drei Dutzend Gedichten, die er hinterlassen hat, keusch, verhalten, fast puritanisch streng, sparsam. Jedes dieser Gedichte kam und trug die Marke eines gästelosen, eng und reinlich umzirkten Haushaltes adeliger Aszendenz. Er hatte klassische Philologie studiert. Reziitierte er Catull, blieb seine etwas schwere Zunge liegen. Sein Respekt vor der Dichtkunst war so groß, daß er in ihrem Dienst jede Erbärmlichkeit seines fleischlichen Hungerdaseins hinnahm ohne irgendwelches Ressentiment gegen die Reichen. »Herr Werfel«, sagte er, »Sie nehmen die Partei des lieben Gottes, aber der hat Sie nicht gebeten. Der große Herr hat Ihre Anwaltschaft, Herr Werfel, nicht nötig.« Vom Bettel zu leben schien diesem rigorosen Manne die einzigerlaubte und noble Lebensform des Dichters heute. Ihr mußte dann auch die Form seines Sterbens entsprechen. Durch einen Katarrh unfähig, sein Lager zu verlassen und sich sein Brot zu erbetteln, von einem versorgten alten in den Tagesdienst gehetzten Weib vergessen, das ihm die Kammer vermietet hatte, fiel den Gästen der zwei Cafés – es

waren die unruhigen Zeiten Frühjahr 1919 – erst am dritten Tage die Abwesenheit Ottfrieds auf. Um ein paar Stunden zu spät. Denn er war bereits verhungert und tot. In zwei Droschken fuhren wir, acht oder neun, auf den Zentralfriedhof. Die rivalisierenden Stammgäste der beiden Cafés hatten sich wohl in den Beerdigungskosten zusammengefunden, aber den Leichenredner wollten sie einander nicht gönnen. So ernannten sie mich dazu, der ich weder dort noch dahin als Stammgast gehörte. Die zwei Arbeiter, welche den Sarg in die Grube gelassen hatten, stellten sich ein bißchen abseits, der eine zündete sich eine Pfeife an, der andere pflückte Hagebutten von einer Staude und kiefelte daran. Es ging ein feiner Regen nieder und der heraufgeschaukelte Lehmhügel gab ein bißchen nach, auf den ich mich stellte, um vor den acht Leidtragenden, die sich auf mich geeinigt hatten, die Trauerrede auf einen Dichter zu halten, den ich am wenigsten von diesen achten gekannt hatte, so wenig, daß ich ihn immer Ottmar statt Ottfried nannte. Ich hörte wohl während meiner Rede, daß man mir was zuflüsterte aus der kleinen Ansammlung um das Loch, aber erst beim dritten Male, als ich gerade erzählte, wie der liebe Gott die Bettlerhand des Dichters mit den Worten ergreifen würde: »Ottmar . . .«, da verstand ich, daß man mir immer leise, »Ottfried« zugerufen hatte. Nun war's aber nicht mehr zu reparieren, und ich blieb dabei: »Ottmar, wird er sagen, denn der Erbarmer ist auch allmächtig . . .« Ich glaubte, mit diesem Scherz die ernste Situation retten zu müssen, denn es war von fernher auch eine Schwester des Verhungerten gekommen, die da frierend und weinend stand, nicht wußte warum, denn sie hatte den Bruder seit zehn Jahren nicht mehr gesehen.

Anton Kuh
Zeitgeist im Literatur-Café

Es scheint unmöglich, daß über das Literatur-Café nach der sentimental Methode, d. h. detail-malerisch-ironisch noch etwas zu sagen ist. Sein irdischer Rest ruht als Klischee im Setzkasten der Witzblätter. Aber gerade jetzt, wo es seinem epitaphischen Witz erst sinnfällig ins Grab nachfolgt, eine Gespensterpantomime des eigenen Wesens, wirkt es nahezu sozial – wie eben jede aufgeschreckte Menschensiedlung. Was auf einer solchen leibt und lebt, ist uninteressant, belanglos, schattenhaft. Aber die zerzausten Spuren dieser Schatten sagen einem rührend und elegisch: Menschen! . . .

Ausgebissen und schäbig wie ein altes Katerfell sieht heute die Vegetation des Literaturkaffees aus. Wo früher die Dampfhitze hart nebeneinander etablierter Intellekte kochte, ist es jetzt kalt vor Nachsicht und Geduld; wo man die eigene Stimme nicht vernahm durch das Getös der Eitelkeiten, überklappern Billardbälle und Gläser das geschwätzige Schweigen und jede Seitenglosse der Kellner ist vernehmbar, obwohl sie taktvoll genug sind, noch leiser als sonst zu sprechen, um den armen Gästen therapeutisch einzureden, daß sie in dem Nichts, das sie sich zu sagen haben, gehört werden könnten. Wo sie früher alle im Harnisch ihrer persönlichen Marke dasaßen, haben sie jetzt die Westen aufgeknöpft und lassen sich ins Beuschel schauen. Das Beuschel, das liebe Beuschel – es ist ja die symbolische Tagesordnung ihres die Zeit zum persönlichsten Stoßseufzer reduzierenden Miterlebens! Das Kulinarische schlägt die Brücke vom Phlegma zur höheren Bedeutung – in der Speisekarte berührt sich das Privatinteresse am ungezwungen-

sten mit dem Weltkrieg. Also sind sie hier, wo's am sichersten und souveränsten ist, eins mit dem Zeitgeist. Anderen fehlt etwa das Schlagobers wirklich und sie werden nichts. Denen da fehlt es nicht im Geringsten – aber es ist ihm kürzeste Formel. Sie haben den Rücken nach der welthistorischen und literarisch-sensiblen Seite zugleich gedeckt, wenn sie in einem Atem vom Schlagobers und dem blutigen Menschenmorden sprechen – und man nicht weiß, was davon den Ton gibt ...

Der Satz: »Ich sehe viele, die nicht da sind«, wird jetzt im Literatur-Café zur intuitiven Aufdringlichkeit. Deutliche Lücken sind in der Typenskala. Hier sollte der schwarzhäufige Entwicklungsgedanke sitzen und immer nervös aus seiner Standpunkts-Bibel (erscheint einmal im Monat) aufblicken, ob noch jemand eine Seele hat – er ergänzt sich wahrscheinlich in Russisch-Polen zu Goethescher Totalität, aber vergißt die gärende Hälfte. Wo sind die Maler und Bildhauer – alle tauglich? Ihrer immer gesellig auftretenden Robustheit im Umhauen und Zugreifen und dem gewissen Mutterwitz ihrer Vitalität wäre es zuzutrauen. Einer ist wenigstens da, er zeichnet freilich die Essenz der Programme, bleibt also um sechs Kilo naiver Gestaltungskraft hinter dem A-Befund zurück. Die Musiker scheinen mit der zweiten Musterung weggerutscht; da hat es ihren sentimental Bäumen nichts mehr genützt. Sie schaffen nunmehr am sausenden Webstuhl des Kanzleidienstes. Dort fehlt nur in der Ecke ein Neutöner – sein Antlitz wird vor dem Feinde verwendet. Ich darf ruhig so kleinlich-respektlos ein; er will es nicht anders und gehört nach wie vor im Geiste hierher. Denn er zählt wie sie alle, die Fehlenden und Gegenwärtigen, zu den »Trotzdem«-Zeitgenossen und schreibt seinem Freund aus dem Schützengraben, daß er die Marmorplatte nicht vergessen kann, die sich lebensvoll-mystisch schon über

dem Kindesblick spannte ... Alle Aufstrebenden, Unbekannten, Dynamischen sind weg. Und damit fehlt dem Literatur-Café seine Heizung, sein Grundstock. Denn die paar Männer hier, die schon etwas sind, will sagen: heißen, soll heißen: gelten – das sind die kalten Postamentfiguren in den Nischen. Man könnte sie ebensogut an die Wand malen – und das Lokal hätte dasselbe Gepräge.

Ihnen, den halb morschen Vätern, obliegt aber heute die Jugend-Arbeit, wie sie das Ackerweib für den eingezogenen Bauer verrichtet. Sie müssen an ihrer Stelle durchhalten und die dem Nachwuchs entgangenen Hausaufgaben des Zeitgeistes selbst präparieren. Das ist schwer, wenn man schon gemächlich in seiner Schablone sitzt und es ehrlich zu einer Unterschrift gebracht hat. Und sie tun es ja auch etwas lang, wie die außertourlichen Supplenten. Man braucht's nicht so genau zu nehmen – wenn nur der Sinn da ist ... Sie verderben sich's also mit der Jahreszahl 1913 so wenig wie mit der sagen wir ... 1917. Für das Verhältnis zu Heldentaten u. dgl. entlehnen sie sich das Bürgerstaunen, für Littera B: »Preistreiberei« bringen sie die eigenen Adjektive mit. Aber wird man ihnen es einmal entgelten, daß sie hier im frostigen Unterstand den Aphorismus von vorgestern nicht ganz kalt werden lassen, ohne eine gewisse Beziehung zum Generalstabsbericht zu entbehren? Der wird hier nota bene allabendlich höher gehängt. Allerdings nie so hoch, daß nicht seine Leser doch noch etwas höher sind. Er dient ihnen – nachdem sie sich acht Stunden lang so gegeben haben, daß nichts auf Krieg und Weltgeschichte schließen läßt – zu einem kurzen, sachlichen Blick, durch den sie sich (zum Aufbruch in die Geheimpolitik ihrer Seele) von ihrer gesellschaftlichen Beziehung verabschieden ... Sie lesen ihn wie den Gustav Meyrink, aber mit mehr Anstand.

Auch das Literatur-Café wartet – mit mehr Mühe als die

anderen Institutionen freilich, denn es weiß am wenigsten »nichts Gewisses«. Inzwischen bekommt es sogar – Konkurrenz soll durch Stubenwärme ersetzt werden – einen gemütlichen »Gartenlaube«-Stich ins Familiäre. Goethes Botanik, mit der er sich über die Koalitionskriege hinwegbrachte, ist durch's Kartenspiel vertreten. Es ist eben Platz für Privatleben – die Probleme schämen sich noch ihrer belletristischen Mundart. Diese ausgespannten, affektiert-bummellustigen Energien, die den Besucher hier angähnen, diese Leidensmienen vieldeutigsten Hinunterschluckens, dieses photographische »Wie zu Hause« strömt zusammen eine Schläfrigkeit aus, der sich die Kellner kaum entziehen können. Sie sind darum die Spaßmacher, die ihre melancholischen Herren zum Lachen bringen. Wenn's so weiter geht – denken sie –, hört die Literatur auf; und wo suchen wir uns dann nachher ein so gemütliches Geschäft? ...

Schläfrig ist das Literatur-Café geworden, das früher so orgiastisch müde war. Ein Ausrauchen der Krater war jene Müdigkeit, ein Ausruhen der Selbstbiographien ... Heute hat die Schlawheit kein Denkergehalt und keine innere Sammlung. Sie ist bürgerlich und harmlos. Ja, das Literatur-Café ist einfach ein Bürger-Café geworden – das ist die Sache, und ich bin gewaltsam kompliziert gewesen. Seine armen Hinterbliebenen halten darin den historischen Winterschlaf. Sie haben vor Gott und den Menschen die hehre Pflicht, wenn die Krieger wiederkehren, noch genau so dazusitzen, wie diese sie verlassen haben, in derselben Pose, am selben Tisch, und ihnen, tränenden Auges, zu sagen: »Geht – wir haben Euren Wortschatz bewacht, während Ihr uns neue Perspektiven holtet!« ...

Geza von Cziffra
Anton Kuh, der Schnorrer-König

Der Kuh, bitte, ist keineswegs ein Schreib- oder Druckfehler.

Hier ist nicht von einer Kuh die Rede, die ihrer Natur nach ein Wiederkäuer ist und sich gerne melken läßt. Nein, hier ist von einem Mann die Rede, der Anton Kuh hieß und der alles andere als ein Wiederkäuer war. Im Gegenteil – er glänzte mit immer neuen originellen Einfällen, und melken ließ er sich auch nicht; er melkte alle Leute, die Geld hatten. Kurz gesagt, er war ein Schnorrer, allerdings ein genialer. Er nahm nicht nur, er gab auch, aber seine Gaben waren nicht materieller Art; er verschenkte sprühenden Witz, Anekdoten, beißende oder humorvolle Kritik, mit einem Wort: Geist.

Anton Kuh wurde irgendwann vor der Jahrhundertwende irgendwo in der Österreich-Ungarischen Monarchie geboren. Ich weiß nicht wo, und ich weiß auch nicht wann, und ich halte die Geburtsstunde auch nicht für wesentlich. Sicher ist sie notwendig, aber keineswegs das bedeutendste Ereignis im Leben eines Menschen.

Kuh sprach so gut wie nie über seine Eltern und seine Herkunft. Ein einziges Mal entlockte ihm ein neugieriger Frager die Antwort:

»Ich war ein schlimmes Kind. Meinen Eltern habe ich nur ein einziges Mal Freude bereitet: neun Monate vor meiner Geburt.«

Wäre ich ein gewissenhafter Biograph, könnte ich über Kuhs Herkunft mit etwas Mühe Genaueres feststellen, aber ich bin kein gewissenhafter Biograph, sondern lediglich ein Zeitgenosse, der sich an einen Freund erinnert, an einen